

Mauer, Zaun und Stacheldraht. Zur Symbolgeschichte der deutsch- deutschen Grenze



VON
MAREN ULLRICH

Während sich die Berliner Mauer längst als Erinnerungssikone der deutsch-deutschen Teilung etabliert hat, ist die Frage, wie sich Erinnerung an der deutsch-deutschen Grenze zu materialisieren vermag, ob und wenn ja welche materiellen Zeugnisse dabei eine Rolle spielen, bislang kaum beachtet oder gar diskutiert worden. Die im Fach Kunstgeschichte angesiedelte Dissertation schließt diese Lücke, indem sie sich mit den Erinnerungsorten entlang des ehemaligen Grenzverlaufs zwischen Lübeck und Hof in Bayern beschäftigt. Gegenstände der Analyse bilden erstens heute noch erhaltene bauliche Reste und sichtbare Spuren der Grenzbefestigung, zweitens deren musealen Verwendungsweisen sowie drittens künstlerische und kulturelle Praxen mit Bezug auf das historische Bauwerk.

Methodisch fußt das Vorhaben auf der Überzeugung, dass Vergangenheiten einer Gesellschaft nicht nur sprachlich, sondern auch materiell in der Gegenwart präsent sind. Die Deutung der materiellen Überreste der Grenzbefestigung wird auf der Basis eines Modells vorgenommen, das Detlef Hoffmann unter dem Begriff „Das Gedächtnis der Dinge“ in die Diskussion über den Umgang mit Geländen der nationalsozialistischen Konzentrationslager eingebracht hat. Unter Gedächtnis ist demnach der Speicher von Fakten zu verstehen, die sich in Gestalt von Überresten, Relikten und Spuren in Orte und Landschaften eingeschrieben haben und über gegenwärtige Zugriffe eroder verschlossen werden. In der Erinnerung, die auf das Gedächtnis der Dinge zurückgreift, vermischen sich symbolisierende Vorstellungen mit historischen Fakten und bilden ihre eigene konstruierte Realität. Diese Konstruktion der Vergangenheit in der Gegenwart führt unweigerlich Bilder und Vorstellungen aus ähnlichen oder vergleichbaren Zusammenhängen mit sich. Unter diesen Voraussetzungen hat das in der Phantasie neu hergestellte Ganze selbst eine bild- bzw. vorstellungsgeschichtliche Tradition, die wiederum in den gegebenen kulturellen Kontexten deutend zur Verfügung steht. So lässt sich anhand überlieferter Material- und Bildquellen aufzeigen, wie die Bilder der nationalsozialistischen Konzentrationslager die Vorstellungen über die deutsch-deutsche Grenze prägen, während diese wiederum die Deutung des jüngsten Mauerbaus in Israel in eine Richtung lenken, ohne auf historische oder funktionale Asymmetrien Rücksicht zu nehmen.

Das Gelände, das es zu untersuchen gilt, ist bei einer Länge von knapp 1 400 Kilometern ehemaligem Grenzverlauf noch heute von enorm großem Ausmaß. In seiner gegenwärtigen Verfasstheit lässt es sich unter zwei Perspektiven betrachten: zum einen unter ästhetischer Perspektive als eine Landschaft, die sich traditionellen Wahrnehmungsmustern öffnet. Die von

Gras und Buschwerk überwucherten Reste der Sperranlage evozieren Bilder, die wir aus dem 18. und 19. Jahrhundert unter dem Stichwort der Ruinenromantik abrufen können. Von einer Anhöhe oder sogar aus der Luft betrachtet erinnern sie auch an die raumgreifenden Earth-Works der Amerikanischen Land-Art aus den sechziger Jahren. Zum anderen lässt sich das Gelände der einstigen Grenze unter wissenschaftlicher Perspektive als ein archäologisch zu betrachtendes Feld von Spuren und baulichen Überresten begreifen, die es in einem ersten Schritt zu sichern gilt. So sind im Rahmen der Recherche Reste der Grenzbefestigung, Denkmäler aus der Zeit vor wie nach 1989, aber auch ganz abwegige Dinge erfasst worden. Während rostige Unterlegscheiben, die bei der Demontage des Metallgitterzauns liegengeblieben sind, lediglich auf die Sorglosigkeit der Abbautrups in bestimmten Abschnitten der Grenzbefestigung verweisen, liefern Inschriften im Mauerwerk der Beobachtungstürme ergänzende Quellen für eine noch ausstehende mentalitätsgeschichtliche Untersuchung der Grenztruppen.

Anders als im Fall der nationalsozialistischen Lager, die unmittelbar nach der Befreiung von Kriminallisten gesichert wurden, um die geschehenen Verbrechen zu beweisen, war der offizielle Umgang mit der deutsch-deutschen Grenze und ihrer Befestigung: Der schnelle Rückbau der Anlage verhinderte jegliche Form der systematischen Spurensicherung. Die schnell zum Verschwinden gebrachten Spuren stehen auf der einen Seite symptomatisch für ein Verständnis zur Vergangenheit, das zwischen Desinteresse, Ignoranz und Verdrängung anzusiedeln ist. Auf der anderen Seite verweisen aber die wenigen verbliebenen Spuren der Grenzbefestigung auf sich selbst, auf ihre Vorgeschichte und auf die Menschen, die mit ihnen umgingen. Sie dokumentieren noch in ihrem fragmentarischen Zustand die wengleich bekannte politische Realität, nämlich die Tatsache, dass die Grenzbefestigung die Bürger und Bürgerinnen der DDR nicht nach außen verteidigte, sondern nach innen hin einschloss; andere Spuren – wie die historischen Denkmäler und Aussichtspunkte des Westens – bewahren die Erinnerung auf an die ambivalente Beziehung zwischen den Ein- und den Ausgesperrten, d. h. zwischen ost- und westdeutscher Bevölkerung. Auf Grundlage des oben beschriebenen Modells eines materiellen Gedächtnisses wird davon ausgegangen, dass die Überreste und Spuren, die sich im Gedächtnis der Dinge vereinen, vielschichtig, vieldeutig und bisweilen widersprüchlich, aus sich heraus weder geordnet noch gedeutet sind. Letzteres erfolgt erst über die Erinnerung, die im Nachhinein auf den Speicher Zugriff nimmt und damit bestimmte Bauten, Ereignisse oder Personen hervorhebt, andere jedoch nicht.

Im Zentrum der Dissertation stehen vier Strategien der Deutung bzw. der Interpretation, die sich durch ihren Umgang mit den baulichen Überresten und landschaftlichen Spuren voneinander unterscheiden.

1. Der offensichtlichste Akt der Interpretationen erfolgt durch ein Denkmal am Ort des Geschehens bzw. in unmittelbarer Nähe zum baulichen Überrest. Es vertritt – wie jedes andere Denkmal auch – mehr über die Auffassung seines Initiators als über den Gegenstand, den es kommemoriert. In der Regel deutet es das Gelände, indem es es auf eine wie auch immer geartete Eindeutigkeit hin reduziert. Dabei bleibt der baulichen Überrest unverändert und wird in seiner Bedeutung se-

kundär, d. h. maximal durch einen umschreibenden Kommentar hervorgehoben. Denkmäler am Ort des Geschehens unterscheiden sich danach, ob sie vor oder nach 1989 gesetzt wurden. In der Zeit vor 1989 beziehen sie sich auf den damals gegenwärtigen Zustand der Teilung bzw. auf deren tödliches Potenzial.

In der Bundesrepublik trat man – vor allem in den fünfziger und frühen sechziger Jahren – für die Wiedervereinigung Deutschlands ein (Stichwort Kuratorium Unteilbares Deutschland) und gedachte – dann vor allem in den siebziger Jahren – der Menschen, die an der Grenze ums Leben kamen und in der Ideologie des Westens als Opfer galten. Diese Entwicklung hatte auf der politischen Ebene ihre Parallele, insofern dem frühen „Kult um den deutschen Nationalstaat“ (Edgar Wolfrum) in der Mitte der sechziger Jahre ein radikaler Schnitt und mit ihm die langsame Akzeptanz der Zweistaatlichkeit folgte. In der DDR wurde ebenfalls der Toten gedacht, die in der Ideologie des DDR-Staates allerdings keine Opfer, sondern Helden des Sozialismus waren. Nach offiziellen Angaben starben fünfundzwanzig Angehörige der Grenztruppen in Ausübung ihres Dienstes, davon sechzehn an der innerdeutschen Grenze. Für knapp ein Viertel der toten Grenzer wurden noch zu DDR-Zeiten Gedenksteine oder kleine Denkmäler errichtet. Diejenigen, die das Regime für erinnerungswürdig hielt, hatten den „Feind“ zum Mörder. Entsprechend ist auf den Inschriften die Rede von „amerikanischen Banditen“, den „Banditen des BGS“ und „feindlichen Agenten“, die von der anderen Seite der Grenzlinie geschossen haben. Nicht gedacht wird derjenigen, die durch die Schüsse fahnenflüchtiger Kameraden ums Leben kamen. Das Tabu war selbstverständlich nicht der Tod des Kameraden, sondern die Existenz des Fluchtwilligen selbst.

Denkmäler, die nach 1989 am Ort des Geschehens entstanden sind, beziehen sich mehrheitlich auf die überwundene Teilung. Ihre Setzung erfolgt östlich, westlich und unmittelbar auf der ehemaligen Grenzlinie. Bisweilen werden frühere Teilungs- bzw. Einheitsdenkmäler zu Denkmälern der Wiedervereinigung umgewidmet. Dies geschieht durch neue Inschriften oder Standorte. Die Auftraggeber der Denkmäler stammen – je nach Standort – aus den neuen oder den alten Bundesländern. In der Regel stehen regionale Initiativen – wie Dorfgemeinschaften, Kirchengemeinden oder Wandervereine – hinter der Setzung und der Pflege der Denkmäler.

2. Weniger offensichtlich sind Interpretationen, die in direkter Weise mit den Spuren und Überresten umgehen. Dabei kann die Regel geltend gemacht werden, dass diejenigen Spuren und Überreste, die erhalten werden, mit Bedeutung aufgeladen und als Teil einer symbolischen Ordnung erinnert werden sollen. Alle anderen Spuren und Überreste werden – absichtlich oder unwillkürlich – zum Verschwinden gebracht und geraten damit in Vergessenheit. Letzteres geschieht mit den Überresten auf westdeutschem Territorium. Zu diesen „Un-Orten der Erinnerung“ gehören Übersichtspodeste und andere Einrichtungen der „Grenzinformation“, die von den Touristen der westlichen Welt massenhaft besucht wurden. Sie speichern den spezifischen Blick der alten Bundesrepublik auf die Grenze, der sich – so eine wichtige These der Dissertation – in der Struktur heutiger Ausstellungen fort schreibt und den Mythos von der Sehnsucht nach den „Brüdern und Schwestern im Osten“ am Leben hält.

Mit Bedeutung aufgeladen und als Teil einer symbolischen Ordnung erinnert wird hingegen die Grenzbefestigung auf ostdeutschem Boden. Sie steht den Interpretatoren in Form der baulichen Überreste der Sperranlage zur Verfügung. Entsprechend werden Beobachtungstürme, Führungsstellen, Zäune und Mauern visuell inkriminiert und zu Symbolen bzw. Souvenirs eines verbrecherischen Regimes verwandelt. Produktionsstätten einer solchen Erinnerungskultur sind die knapp dreißig Grenz Museen, in denen auf der Basis der verbliebenen Überreste Geschichte rekonstruiert wird. Während beispielsweise im Grenzdenkmal Hötensleben der Nachwelt das vermeintliche Original zu erhalten versucht wird, hat man die Sperranlagen im Grenzhaus Schlagsdorf „eingeschrumpft“ und weit ab vom ursprünglichen Standort in einer stillgelegten Kiesgrube gewissermaßen „versenkt“. Im krassen Gegensatz zu den Überresten der Sperranlage bleibt die Infrastruktur der Grenzsicherung bedeutungslos. Nicht eine Kaserne der Grenztruppen trägt heute den Anschein eines historisch bedeutsamen Ortes. Der Hinweis darauf, dass am Funktionieren des Systems „Grenze“ auch Individuen beteiligt waren, bleibt konsequent unausgesprochen.

Neben den musealen Strategien des Ver- und Erschließens der Überreste greifen schließlich auch Künstler auf den Symbolhaushalt des Bauwerkes zurück. Tatsächlich sind die meisten Denkmäler und Skulpturen an der ehemaligen Grenze Installationen, die sich aufgrund deren hoher symbolischer Prägnanz der materiellen Überreste der Sperranlagen bedienen. Vollständig oder in Teilen bestehen sie aus Beton, Stacheldraht oder Streckmetall. Entweder werden die Materialien in ihrer ursprünglichen Form belassen oder zu neuen Objekten – wie Kreisen, Pyramiden oder Kreuzen – geformt. Während Beton und Stacheldraht schon vor 1989 für den Bau von Mahnmälern verwendet wurden, kommt dem Zaun aus Streckmetall erst nach 1989 Bedeutung zu. Aus seiner Funktion genommen ist das zum Denkmal erklärte Zaunfragment lediglich ein rostiges Objekt, dem allein man seine Unüberwindbarkeit nicht abnimmt. Die Evokation von Gefangenschaft und politischer Unterdrückung gelingt nur über die Rückkopplung an die traditionelle Bedeutung von nach innen gerichteten Zäunen, insbesondere von Lagerzäunen. Darüber hinaus fungiert der Metallgitterzaun als Symbol für die Grenzöffnung. Anders als die Berliner Mauer, die überklettert wurde, bedarf die Inszenierung des Zauns eines sichtbaren Durchbruchs, beispielsweise durch die Abnahme eines Zaunfeldes.

3. Eine für die deutsch-deutsche Grenze spezifisch zu nennende Hinterlassenschaft ist die Spur, die das Bauwerk und der ihm nachgestaffelte Raum der Landschaft eingeschrieben hat. Abgesehen von Sperrgraben und Kolonnenweg, die tatsächlich erhalten sind, bilden fehlende oder deutlich veränderte Vegetationslinien vorgängige Raumstrukturen ab und helfen, den historischen Ort in der gegenwärtigen Landschaft zu rekonstruieren.

Die nachträgliche Interpretation der vegetativen Spuren erfolgt in drei Ausprägungen: Erstens durch das Grüne Band, das vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland installiert wurde. Mit der Unterschutzstellung des ehemaligen Grenzraums wurde der „Todesstreifen“ in eine „Lebenslinie“ gewendet und besteht nunmehr aus einer Kette von Biotopen.

Dem Engagement der Naturschützer ist es auf der einen Seite zu verdanken, dass der Grenzraum nicht unter anderen Nutzungen – wie Land- und Forstwirtschaft – verschwunden ist, sondern auch fünfzehn Jahre nach dem Abbau der Grenzanlagen noch deutlich in der Landschaft zu erkennen bleibt. Auf der anderen Seite leistet das Grüne Band der Naturalisierung des historischen Geschehens deutlichen Vorschub. Die zweite Interpretation liefern die Museen, in denen die Landschaftsspur im Sinne eines Nachwortes zur Anschauung kommt. Die Natur wird zu Projektionsfläche, die zu füllen man in der Ausstellung angeleitet wird. Dort lernt man die Trassenführung eines Zaunes lesen, um deren Verschwinden später im Gelände nachvollziehen zu können. Und drittens interpretieren die Künstler die Landschaftsspur. In Projekten der Land-Art bedient sich die Kunst der gestalterischen und transformatorischen Kräfte der Natur und hebt Geschichte im dreifachen Sinne Hegels auf: sie bewahrt (*conservatio*), hebt auf eine höhere Stufe (*elevatio*) und/oder beseitigt (*negatio*).

4. Eine letzte Kategorie im Umgang mit dem historischen Raum bilden religiöse Praktiken, die im ehemaligen Grenzraum stattfinden, sich aber materiell von

ihm gelöst haben. Dabei ermöglicht das gemeinsame Zeichensystem, den Erinnerungsort über die Landesgrenzen hinweg zu erweitern. Die Untersuchung konzentriert sich hierbei auf das traditionell katholische Eichsfeld, in dem die Grenze über Jahrhunderte eingeübte Kreuz- und Prozessionswege unterbrach. Angesichts der „abgeschnittenen“ Wallfahrtsstätten schufen die auf westdeutschem Gebiet verbliebenen Gläubigen schon vor 1989 Erinnerungsorte, an die sie ersatzweise pilgerten. Nach 1989 wurden die „verlorenen“ Stätten wieder zugänglich, so dass heute ein Netzwerk von religiösen Orten die Situation der Teilung, aber auch die der Wiedervereinigung markiert.

MAREN ULLRICH, geb. 1967 in Frankfurt/Main, seit Anfang 2003 Stipendiatin der Stiftung, studierte in Oldenburg und Siena Kunst, Geschichte und Germanistik. Nach einem Aufenthalt in Polen hat sie ihr Studium mit einer Arbeit über das Verhältnis von Raum und Erinnerung in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau abgeschlossen. Sie arbeitete zwei Jahre als Leiterin des Oldenburger Kunstvereins sowie als Lehrbeauftragte an der Universität Oldenburg. Maren Ullrich ist Mutter von zwei Töchtern.